

Berlin

Jürgen Becker sitzt gern auf der Terrasse des Café Kohlenquelle in der Kopenhagener Straße. „Es ist einer der wenigen Orte in Prenzlauer Berg, die sich so gar nicht verändert haben“, sagt er und bestellt einen Cappuccino. Im vielleicht letzten unsanierten Gebäude im ganzen Gleimviertel trotz der „Koppe“, wie sie die Prenzelberger nennen, seit fast 20 Jahren jeglicher Gentrifizierung. Eigentlich müsste das ganze marode Ensemble samt Fußgängerbrücke über die Ringbahn und legendärem Graffiti-Monster als Zeitdokument unter Denkmalschutz gestellt werden, sagt Becker. Viele andere Läden im Kiez hätten in letzter Zeit schließen müssen, der Getränkemarkt nebenan zum Beispiel, oder das Café Niesen in der Schwedter Straße. Verträge liefen aus oder die Mieten stiegen ins Unbezahlbare. „Das sind Verluste, die mich sehr traurig machen“, sagt Becker.

Jürgen Becker, 55 Jahre, schmale Statur, sympathisches Lächeln, gesteht sich nur ungern ein, dass er fast perfekt dem Klischee des Prenzlauer Bergers 30 Jahre nach dem Fall der Mauer entspricht: Süddeutscher, Sozialarbeiter, Familienvater, Bio-Markt-Kunde. Einen Unterschied gibt es: Statt SUV fährt er einen alten VW-Bus. Die Vier-Zimmer-Wohnung im Gleimviertel hat Becker gekauft, als Immobilien für Durchschnittsverdiener mit ein wenig Erspartem noch erschwinglich waren. Heute geht er aus Solidarität mit seinen Nachbarn gegen steigende Mieten und Verdrängung auf die Straße. „Es fühlt sich schon blöd an, dass man selber auch irgendwie zu diesen ungewollten Veränderungen beigetragen hat“, sagt Becker. Was er damit meint: Als Zugezogener ist er Teil der Entwicklungen, die dazu führten, dass das schrammelige Prenzlauer Berg zuerst hip und dann teuer wurde.

Aus dem Schwarzwald nach Berlin

Als Becker 2000 nach Berlin zog, wurde sich die Stadt gerade darüber bewusst, dass sie nicht mehr nur arm, sondern längst auch sexy war, wie es der ab 2001 Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit auf den Punkt brachte. Becker wohnte erst in Friedrichshain, ab 2004 dann im hinteren Teil der Gleimstraße.

Seine Heimat, ein Dorf im Schwarzwald, hat er schon viel früher verlassen. „Weisch“, sagt der 55-Jährige, „da muss man ganz schnell weg oder man wird unglücklich im Gesangsverein.“ Jürgen Becker lacht viel, wenn er erzählt, manchmal gestikuliert er wild mit den Händen. Dazu spricht er einen badischen Dialekt wie aus dem Lehrbuch, der ein bisschen klingt, als würde er singen. Wer ihn zum ersten Mal trifft, weiß sofort: Das ist kein gebürtiger Berliner. Natürlich habe er auch schon mal abfällige „Schwaben“-Kommentare gehört, den Unterschied zwischen Schwaben und Baden kenne hier ja sowieso niemand, sagt er. Manche seien aber auch ganz verzückt von seinem exotischen Akzent. Wer interessiert ist und auf Menschen zugeht, so seine Devise,

der mache auch positive Erfahrungen.

Während des Studiums in Düsseldorf habe er eine Zeitlang versucht, hochdeutsch zu sprechen, sagt Becker, „aber das hat sich total schizophran angefühlt“, also ließ er es wieder sein. Er sei einer, der schon immer weg gewollt habe, auf Reisen fühle er sich pudelwohl. Aus Berlin zieht es ihn nicht so dringend fort: „Es verändert sich ja ständig etwas, von daher passt mir das ganz gut als Wahlheimat.“

Vielleicht gerade weil ihn Veränderungen faszinieren, beschäftigt sich Becker viel damit, wie es sich in seinem Viertel einmal lebte, bevor er herzog. Der Abschnitt der Gleimstraße am Falkplatz, das war früher ein „Dead End“, hier war Ostberlin

zu Ende. Um so nah an die Mauer zu dürfen, brauchte man damals eine Sondergenehmigung. Mit seiner Frau sei er große Strecken der ehemaligen Mauer abgelaufen. „Ich konnte mir das einfach nicht vorstellen,

wie eine Mauer durch eine ganze Stadt gehen konnte“, sagt Becker. Davon habe er sich ein Bild machen wollen. Auch wie es sich in der DDR lebte, interessiert ihn. Er sammelt Defa-Filme, liebt „Solo Sunny“, „Ber-

Aus dem Schwarzwald in den Prenzlauer Berg

Jürgen Becker zog vor 15 Jahren ins Gleimviertel. Dort setzt er sich mit der Geschichte der Stadt auseinander und mit dem Zusammenleben von Osis und Wessis im Szene-Kiez

Von Kristina Auer

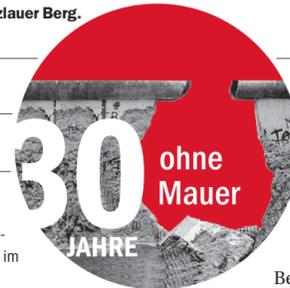


Kennt abfällige „Schwaben“-Kommentare, obwohl er aus Baden kommt: Jürgen Becker wohnt heute in Prenzlauer Berg.

DIE SERIE

Job, Familie, Alltag: 30 Jahre nach dem Fall der Mauer prägt die einstige Teilung der Stadt noch das Leben vieler Berliner. Wir stellen bis zum 9. November Menschen und ihre Geschichte vor. Heute: Jürgen Becker, Jahrgang 1963, aufgewachsen in Spielberg bei Karlsruhe.

Im Internet: Die bisherigen Teile unserer Serie zum Mauerfall finden Sie im Internet unter: www.berliner-zeitung.de/mauerfall oder auf der neuen App der Berliner Zeitung (kostenlos im Apple Store oder Google Play).



lin, Ecke Schönhauser“ und die Dokumentation „Prenzlauer Berg 1990“.

Nach einer DVD des Films über die Kohlenstraße von Helke Misselwitz sucht er noch. Beckers Söhne sind elf und 14 Jahre alt, „beides echte Ostberliner“, wie Becker betont.

Eine andere Perspektive auf den Umbruch, der hier vor seiner Zeit stattgefunden hat, erlebt Becker in seiner Arbeit bei der Berliner Stadtmision. Im Übergangshaus in der Lehrter Straße in Moabit unterstützt

der Sozialarbeiter wohnungslose Menschen auf ihrem Weg zurück in ein selbstbestimmtes Leben.

Für viele von ihnen, erzählt er, habe der Abstieg mit dem Mauerfall begonnen. Nicht wenige seiner Schützlinge seien im Ost-Berlin der Vorwendezeit angesehene Leute gewesen, auch ehemalige Parteifunktionäre und traumatisierte Grenzer sind Becker im Übergangshaus begegnet. Meistens berichteten sie von der klassisch zerrütteten Biografie: „Erst ist der Job weg, dann kommt der Alkohol, dann verlässt einen die Frau und irgendwann sitzt man auf der Straße.“ Das Ende nicht nur eines Systems, sondern des Landes, in dem sie ihr gesamtes Leben gelebt haben, daran seien viele zerbrochen. An ihren Lebensgeschichten lässt sich auch erkennen, was für eine große Leistung die Wiedervereinigung war, sagt Becker: „Wenn ich daran denke, welche Kleinigkeiten ausreichen, um meine Eltern in ihrem süddeutschen Dorf zu beunruhigen – da kann ich nur sagen: Alle Achtung vor den Leuten hier.“

Alle an einem Tisch

Wie erlebt ein an der Sprache eindeutig identifizierbarer Wessi das Zusammenleben im ehemaligen Ost-Berlin? Entgegen der gängigen Erzählung gebe es noch Alteingesessene in Prenzlauer Berg, sagt Becker: „Auch wenn natürlich viele wegziehen mussten, ich will da nichts beschönigen.“ Für ein paar ältere Nachbarn kauft er ab und zu ein oder macht Erledigungen, es mache ihm Spaß, sich mit ihnen zu unterhalten. „In meiner Kindheit und Jugend wurde immer ganz komisch über ‚die da drüben‘ geredet, als wäre das ein unheimliches Land“, sagt Becker.

Seine Erfahrungen haben ihm ein völlig anderes Bild vermittelt: „Diese Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Leute, dass sie einen schon wie einen alten Freund grüßen, wenn man sich dreimal gesehen hat – diese Menschen haben viele Qualitäten, die uns im Westen verloren gegangen sind“, sagt Becker. Trotz der Bevölkerungsumbrüche habe sich in seinem Viertel die nachbarschaftliche Stimmung gehalten, von der so viele sagen, sie sei typisch für das Zusammenleben in der DDR gewesen: „Wenn man hier durch die Straße läuft, ist es ein einziges großes Hallo an allen Ecken.“ Es gibt einen Kiezverein, und einmal im Jahr wird in der Kopenhagener Straße ein großes Essen organisiert, bei dem alle Nachbarn ihre Tische zu einer langen Tafel zusammenstellen.

Von diesem Gemeinschaftsgefühl zeugt auch die „Gleimband“, in der Becker mit vier Nachbarn schon seit zehn Jahren Gitarre und Saxofon spielt – Rocksongs von Neil Young, Bob Dylan oder den Beatles, meistens zu Geburtstagen von Freunden oder beim Hoffest in seinem Haus. Die Band-Mitglieder sind aus Ur-Prenzlauerberg, Berlinern und Zugezogenen aus Ost und West zusammengewürfelt. Man habe ein sehr humorvolles Verhältnis, mache gerne Witze übereinander, sagt Becker: „So wächst alles ein bisschen zusammen.“

Das besondere Ding

Geschichte und Geschichten

Von Jürgen Becker

Das Buch über die Gleimstraße habe ich vor einigen Jahren beim Stöbern in einem Antiquariat entdeckt. Herausgeben wurde es vom Prenzlauer-Berg-Museum, das seit der Bezirksfusion 2001 Museum Pankow heißt. Es fasziniert mich, weil es das einzige mir bekannte Buch ist, das sich so dezidiert historisch mit einer einzigen Straße auseinandersetzt. Das Buch zeigt, was für eine unglaublich bewegte Geschichte die Gleimstraße durchlaufen hat, da werden viele kleine Geschichten erzählt und alte Fotografien gezeigt: Vom Bau der Mietskasernen Anfang des letzten Jahrhunderts über den Zweiten Weltkrieg, als sich im Mauerpark ein SS-Versorgungslager mit

Nahrung befand, um das erbittert gekämpft wurde, bis zum Mauerbau und der Zeit danach. Damals war die Gleimstraße ein Niemandsland, nur ein paar Meter trennten meine Wohnung von der Hinterlandsmauer. Was ich sehr spannend finde ist, dass alle Häuser über ein Tunnelsystem im Keller miteinander verbunden waren. Nachbarn haben mir erzählt, dass in den Innenhöfen zeitweise Schafe gehalten wurden. An der Ecke zur Ystader Straße war früher eine Brache, auf der sich eine Kohlehandlung befand. Heute steht dort ein modernes Wohnhaus. Im Haus schräg gegenüber befand sich lange Jahre die Apotheke am Falkplatz. Ich habe sie noch erlebt, bevor irgendwann ein Restaurant einzog. Das Buch erzählt auch von einer Radiostation,



die es zu DDR-Zeiten hier am Ende der Gleimstraße gab. Das war natürlich ein strategischer Ort in unmittelbarer Nähe zur Mauer, von der anderen Seite wurde mit West-Radio zurück gesendet.

Diese ganze Vergangenheit wird einem beim Lesen dieses Buches so unglaublich bewusst. So konnte ich zu jedem Haus in

der Straße einen persönlichen Bezug entwickeln. Längere Zeit war das Buch vergriffen, aber jetzt kann man es wieder kaufen. Ich verschenke es öfter zum Geburtstag an Nachbarn oder Bekannte. Bücher sind für mich wichtige Zeitdokumente. Das gilt in Prenzlauer Berg ganz besonders, denn leider gibt es ja nur noch wenige ältere Leute, die selbst von früher erzählen können.

Auf meinem Weg zur Arbeit überquere ich mit dem Fahrrad täglich die ehemalige Grenze zwischen Ost- und West-Berlin. Im Stadtbild sind die meisten Spuren der Mauer schon längst verschwunden. Abgesehen von den Gedenkorten muss man richtig suchen, um noch etwas zu finden, das daran erinnert, dass diese Stadt einmal geteilt war. Es gab offenbar den Wunsch, al-

les schnellstmöglich unsichtbar zu machen. Ich finde das schade. Im Mauerpark sehe ich öfter Menschen umherirren auf der Suche nach Spuren der Mauer. Das Bedürfnis zu verstehen, wie es einmal war, ist also zweifellos da. Ich hätte es am schönsten gefunden, wenn ein Grünstreifen geblieben wäre, wo früher die Mauer verlief. Auch ein paar Wachtürme mehr hätte man doch stehen lassen können, schon allein als abschreckendes Beispiel. Da es aber nur noch wenige Orte gibt, die daran erinnern, sind Bücher, Fotografien und Filme von damals umso wichtiger.

Das Buch: Annett Gröschner, Olaf Lippke: Grenzgänger. Wunderheiler. Pflastersteine – Die Geschichte der Gleimstraße in Berlin, 1998.